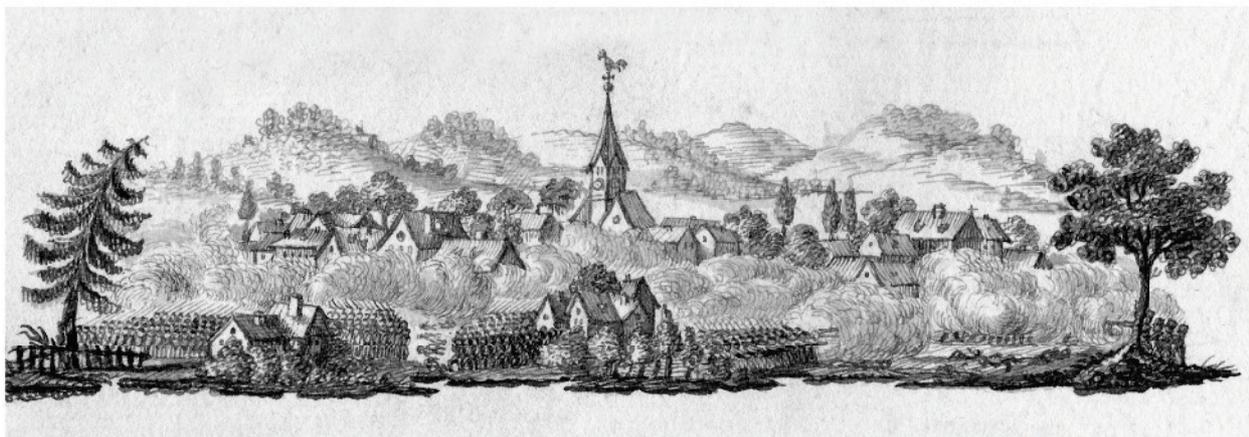


Herausgegeben von der Historischen Landeskommission für Steiermark

MITTEILUNGEN DER
KORRESPONDENTINNEN UND
KORRESPONDENTEN DER
HISTORISCHEN
LANDESKOMMISSION
FÜR STEIERMARK



Herausgeber:
Robert F. Hausmann

Heft 10
Graz 2011

Inhaltsverzeichnis

Zur Franzosenzeit in der Steiermark

Leopold Toifl, Als die Steiermark französisch war	9
Norbert Allmer, Französische Soldaten als Familiengründer im Bezirk Hartberg	17
Herbert Blatnik, Über die Franzosenkriege in der Südweststeiermark	20
Meinhard Brunner, Erinnerungsorte zur Franzosenzeit in Graz	29
Walter Brunner, Leidensjahre der Bevölkerung während der Franzosenzeit (1797–1809)	44
Ludwig Freidinger, Der Einfluss des klassizistischen Empirestiles auf Wappen und Siegel um 1800	50
Josef Hasitschka, Die Franzosen kommen! Geplagte Zeitzeugen berichten von den französischen Invasionen in Innerberg (unteres Ennstal)	57
Bernhard Hebert, Bodendenkmale der Franzosenzeit in der nordwestlichen Obersteiermark	66
Markus Jeitler, Die Franzosenzeit im Raum Hartberg	69
Hermann Kurahs, „Sie erhalten die Anweisung, den Herrn Rittmeister Kommandanten ... in das Quartier zu nehmen“. Franzosen in Radkersburg im Kriegsjahr 1809	73
Ernst Lasnik, Zum Jahr 1809 im Bezirk Voitsberg	91
Hans Rudorfer, Die Pürglitzschanze bei Irdning. Ein Wehrbau aus der Zeit um 1800	97
Ursula Schachinger, Ein Silberschatz der Franzosenzeit aus Mönichwald	102
Christa Schillinger, Streiflichter aus der Franzosenzeit in der Oststeiermark	110
Bernhard Schweighofer, Und noch einmal Krieg! Judenburg 1809. Eine Kreisstadt nach zwölf Jahren der Heimsuchungen	113
Peter Stauder, Die Franzosen um und in Ehrenhausen in den Jahren 1797, 1805 und 1809	123

Zur Geschichte der Juden in der Steiermark

Norbert Allmer, Bezüge zum Judentum im Bezirk Hartberg	131
Herbert Blatnik, Jüdische Mitbürger im Bezirk Deutschlandsberg	133
Ludwig Freidinger und Hermann Kurahs, Judengericht und Judenrichter in Radkersburg. Mit einem Anhang über ein Siegel von Jana und Judels Familie	136
Rudolf Grasmug, Das jüdische Gleichenberg	150
Heimo Halbrainer, Die als Juden verfolgten Mitglieder der Heilandskirche Graz	173
Markus Jeitler, Die Hartberger jüdische Gemeinde und der Waldenserprozess von 1401. Ein Beitrag zur spätmittelalterlichen Stadtgeschichte Hartbergs	180
Gerald Lamprecht, Jüdische Friedhöfe in der Steiermark – ein historischer Überblick	185
Ernst Lasnik, Zur Geschichte der Juden im Bezirk Voitsberg	197
Michael Georg Schiestl und Georg Tiefengraber, Der mittelalterliche Judenfriedhof bei Judenburg	200
Franz Josef Schober, Einsatz ungarisch-jüdischer Zwangsarbeiter 1945 in St. Anna am Aigen und Klöch	210
Peter Stauder, Fürsterzbischof Dr. Theodor Kohn und sein Exil Ehrenhausen	216

Beiträge

Ludwig Freidinger, Stadt- und Richtersiegel zu Radkersburg in Mittelalter und Neuzeit	231
Susanne Klemm, Archäologische Dokumentation von historischen Kohlstätten in der Eisenerzer Ramsau, Steiermark	238
Franz Josef Schober, Admonter Mönche im Raum Radkersburg – Gornja Radgona/Oberradkersburg	246
Johannes Zeilinger, Das Voglhaus in Freßnitz	251
Johannes Zeilinger, „Ritter Hans von Rettenegg“. Der Rettenegger Hammergewerke Joseph Ignaz Zeilinger 1789–1853	263

Tätigkeitsberichte

Gottfried Allmer, Tätigkeitsbereich für den Bereich Stubenberg/Herberstein	269
Josef Hasitschka, Landschaftsgeschichte im Gesäuse	279
Josef Hasitschka, Alltagsgeschichte und Landeskunde in Trautenfels	281
Johann Huber, Tätigkeitsbericht Bereich Grafendorf	283
Ernst Lasnik, Bericht über die Tätigkeit im Bereich Voitsberg-Köflach	287
Bernhard A. Reismann, Der Sterirische Semmering und seine Geschichte	290
Christa Schillinger, Bericht über die Tätigkeit im Bereich Straden	292
Franz Josef Schober, Bericht über die Tätigkeit im südoststeirisch-slowenischen Grenzgebiet . . .	293
Johannes Zeilinger, Archäologische Grabung in Krieglach 2009	295

Einsatz ungarisch-jüdischer Zwangsarbeiter 1945 in St. Anna am Aigen und Klöch

von Franz Josef Schober

Beim Stellungsbau an der damaligen deutschen „Reichsgrenze“ im südoststeirisch-südburgenländischen Raum waren in den ersten drei Monaten des Jahres 1945 auch Tausende ungarische Juden als Zwangsarbeiter eingesetzt. Ihr Einsatz auf damals deutschem Reichsgebiet entsprach zwar nicht den ideologischen Vorstellungen der Nationalsozialisten von einem „judenfreien“ Großdeutschland, wurde aber als Folge des herrschenden Arbeitskräftemangels für notwendig befunden. Die Arbeit der ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiter an den Stellungsbauten, die im Endeffekt militärisch überwiegend bedeutungslos waren, kostete schließlich noch hunderten Juden das Leben.

Der Stellungsbaubauabschnitt V Feldbach (Abschnittsleiter war der NSDAP-Kreisleiter von Feldbach, Anton Rutte) umfasste die beiden an der Grenze liegenden Kreise Mureck/Radkersburg und Feldbach (letzterer umfasste damals auch ein großes südburgenländisches Gebiet). Neben den steirischen Unterabschnitten V/1 Radkersburg, V/2 Klöch und V/3 St. Anna am Aigen lagen die Unterabschnitte V/4 Kalch bis V/8 Mogersdorf auf heute wieder burgenländischem Gebiet.¹

Obwohl Simon Wiesenthal auf seiner „Karte der jüdischen Massengräber und KZ-Friedhöfe in Österreich“ auch ein Massengrab bei Radkersburg vermerkte, gibt es keinen weiteren Hinweis dafür, dass auch im Unterabschnitt V/1 Radkersburg ungarisch-jüdische Zwangsarbeiter eingesetzt wurden.² Im Bereich Radkersburg dürften die im Herbst 1944 knapp südlich der Mur einsetzenden Kämpfe zwischen deutschen Einheiten (darunter auch eine große Zahl von Kosaken) und jugoslawischen Partisanen einen Einsatz von ungarisch-jüdischen Zwangsarbeitern verhindert haben. Die Juden sollten keinesfalls nahe am Kriegsgebiet eingesetzt werden, da dies die Gefahr ihrer Flucht erhöht hätte.

Ungefähr 700 bis 800 ungarische Juden mussten aber im Raum St. Anna am Aigen – Klöch unter schwierigsten Bedingungen arbeiten. Neben den Schulgebäuden und anderen Unterkünften dienten später auch ein Zeltlager und eine Baracke als Quartier. Eine große Zahl der ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiter wurde wegen der katastrophalen hygienischen Bedingungen und der unzureichenden Ernährung krank. Anstatt sie mit Medikamenten zu versorgen, wurden knapp 90 von ihnen von den NS-Funktionären als „unheilbar krank“ oder „arbeitsunfähig“ eingestuft und von Mordkommandos des Volkssturmes und der Waffen-SS erschossen und in drei Massengräbern beigesetzt. Einige Juden wurden als Vergeltung für die Flucht anderer ungarisch-jüdischer Zwangsarbeiter hingerichtet. Weitere neun Juden starben an den Folgen von Hunger und Erschöpfung und wurden vorerst auf den Friedhöfen Klöch und St. Anna beigesetzt. In den Jahren nach dem Krieg wurden im Raum Klöch – St. Anna insgesamt 105 Tote (neun aus den beiden Friedhöfen und 96 aus den drei Massengräbern) exhumiert und auf dem jüdischen Friedhof Trautmannsdorf beigesetzt, wo bereits zwischen den Jahren 1880 bis 1938 mindestens 94 jüdische Kurgäste aus dem

¹ Siehe zum Thema (mit umfangreichen Quellen- und Literaturangaben): Franz Josef SCHOBER, Jüdisches Schicksal an der Grenze. Zwei Teilaspekte. In: Signal. Jahresschrift des Pavel-Hauses (Winter/zima 2005/2006), 195–221. – Franz Josef SCHOBER, Antisemitismus, Zwangsarbeit und „Endlösung“. Jüdisches Schicksal an der Grenze. In: Franz Josef SCHOBER, Vom Leben an der Grenze – O živiljenju ob meji. 2. Teil (Graz–Laafeld 2009), 153–217. – Eleonore LAPPIN-EPPLE/Franz Josef SCHOBER, Der Einsatz ungarisch-jüdischer Zwangsarbeiter im Stellungsbaubauabschnitt V Feldbach. In: Wolfram DORNIK/Rudolf GRASMUG u. a. (Hgg.), Projekt Hainfeld. Beiträge zur Geschichte von Schloss Hainfeld, der Familie Hammer-Purgstall und der gesellschaftspolitischen Situation der Südoststeiermark im 19. und 20. Jahrhundert (Innsbruck 2010), 174–207.

² Dies bestätigte auch Szabolcz Szita vom Holocaust Dokumentationszentrum in Budapest, der in seinem 1999 erschienenen Buch „Verschleppt – Verhungert – Vernichtet. Die Deportation von ungarischen Juden auf das Gebiet des annektierten Österreich 1944–1945“ eine Liste der Arbeitslager (Wiesenthal folgend) noch mit der Erwähnung von Radkersburg brachte. – Der Radkersburger Chronist Alwis Watzek vermerkte zwar unter dem 16. März 1945, dass Berichte über eine Flecktyphus-Epidemie bei den jüdischen Schanzarbeitern in St. Anna am Aigen und Klöch auch bis in die Stadt Radkersburg gelangten, erwähnte aber mit keinem Wort einen Einsatz von ungarischen Juden direkt beim Stellungsbau im Raum Radkersburg. (Stadtarchiv Bad Radkersburg, Watzek-Chronik.)

Kurort Gleichenberg begraben worden waren. 1947 wurden fünf Verantwortliche für die Erschießung von 26 ungarischen Juden in einem Wald bei Klösch im „Klöcher Judenmordprozess“ vorerst zum Tode verurteilt und später zu langen Haftstrafen begnadigt. Die Morde an den übrigen 70 erschossenen ungarisch-jüdischen Zwangsarbeitern im Raum Klösch – St. Anna blieben aber ungesühnt.

Während für den Stellungsbau-Unterabschnitt V/2 Klösch nur wenige Aussagen ehemaliger Zwangsarbeiter mit eher spärlichen Angaben zu ihrem Einsatz vorliegen, war es in den letzten Jahren möglich, drei ehemalige ungarische Juden, die 1945 als Zwangsarbeiter in St. Anna am Aigen (Unterabschnitt V/3) eingesetzt waren, zu ihren Erinnerungen an diese Zeit zu befragen (per Brief oder e-mail). Zwei von ihnen nahmen zuvor unabhängig voneinander im Frühjahr 2005 (60 Jahre nach Kriegsende) mit dem Gemeindeamt St. Anna am Aigen Kontakt auf, um sich für die von der Zivilbevölkerung im Jahr 1945 geleistete Hilfe zu bedanken.

Simson Schvarc, geb. 1929 (er war 1945 16 Jahre alt) war ein „Arbeitsdienstler“ aus dem Raum Miskolc in Ostungarn (ein ungarischer Offizier hatte ihn aus dem Ghetto Miskolc gerettet und ihn trotz seines jugendlichen Alters in den Arbeitsdienst einberufen). Zum Begriff „Arbeitsdienstler“: den Juden war zwar in Ungarn der Militärdienst mit der Waffe untersagt, sie mussten jedoch im Rahmen der Armee Zwangsarbeit leisten, was sie dann aber 1944 vor der Deportation nach Auschwitz bewahrte.

Sandor Vandor, geb. 1925 (er war 1945 20 Jahre alt) war ein „Arbeitsdienstler“ aus dem Raum Budapest. Er besuchte 2005 erstmals wieder St. Anna am Aigen und schrieb einen Bericht darüber, der auf der Homepage des Pavelhauses veröffentlicht wurde.

Imre Weisz, geb. 1928 (er war 1945 17 Jahre alt), der den Bericht von Sandor Vandor und mein Vorwort dazu gelesen hatte, nahm im Frühjahr 2010 per e-mail Kontakt mit mir auf. Er war ein sog. „Straßhofer Jude“ aus dem Raum Mezötúr in Ostungarn. Diese „Straßhofer Juden“ wurden bereits Ende Juni 1944 von Ungarn nach Straßhof an der Nordbahn überstellt und mussten für verschiedene Betriebe im Gau Groß-Wien Zwangsarbeit leisten.

Imre Weisz gab zu Beginn unserer Korrespondenz aber zu bedenken: „Die Erinnerungen werden mit der Zeit weniger zuverlässig. Es stimmt für mich und für jeden.“

Der „Arbeitsdienstler“ Simson Schvarc wurde Ende Dezember 1944 mit einem Güterzug („80 Personen gepfercht in einen Waggon“) von Ungarn bis zum Bahnhof Fehring gebracht und der weitere Anmarsch erfolgte von dort zu Fuß bis nach St. Anna am Aigen.

Sandor Vandor und die anderen Angehörigen seines Arbeitsbataillons kamen hingegen direkt zu Fuß aus dem Raum Sopron in einem tagelangen Marsch nach St. Anna. Bis zur ungarischen Grenze wurden die Angehörigen seines Arbeitsbataillons von ungarischen Soldaten bewacht, die sie oft sehr grob behandelten. Erst an der Grenze zum „Deutschen Reich“ wurden die Männer in deutschen Gewahrsam genommen.

Bis nach Fehring fuhr auch der Zug, der Imre Weisz und andere „Straßhofer Juden“ Mitte Jänner 1945 von Wien herantransportierte. Sie mussten dann ebenfalls zu Fuß weiter nach St. Anna marschieren.



Der Überlebende Sandor Vandor 2005 auf dem jüdischen Friedhof Trautmannsdorf



Reste des Panzergrabens im Wald bei St. Anna am Aigen

Simson Schvarc erinnerte sich an die Unterbringung im Vereinshaus (Theatersaal, Pfarrheim) von St. Anna am Aigen. Er schrieb: „Man hat innen alles geändert und mit dreistöckigen Holzbetten ausgestattet, und es wurden Hunderte Juden hineingepfercht. Es gab keine Matratzen, keine Heizung, kein Wasser und keine Toiletten. Monatlang wechselte ich keine Kleider, der Gestank war unerträglich.“

Sandor Vandor und die anderen etwa 140 jüdischen Männer seines Arbeitsbataillons (sie waren zwischen ca. 18 und 40 Jahre alt) wurden in einem heute nicht mehr bestehenden Gebäude beim Kaufhaus Lippe untergebracht, in dem primitive Schlafräume mit zweistöckigen Schlafkojen eingerichtet worden waren.

Imre Weisz und die anderen „Straßhofer Juden“ wurden im Volksschulgebäude von St. Anna am Aigen im ersten Stockwerk untergebracht, wo es breite, hölzerne Liegeplätze von Mauer zu Mauer gab, mit Strohsäcken darauf. Er erinnerte sich noch an die Stufen, die zum ersten Stock führten und die sie täglich hinauf und hinunter gehen mussten.

Über die Bewachung der Juden schrieb Simson Schvarc: „Die Wächter waren Ukrainer, die sich den Deutschen angeschlossen hatten, und sie waren grausam.“

Sandor Vandor erinnerte sich, dass das Areal von deutschen Soldaten und SS bewacht wurde. Obwohl es von den Wachmannschaften und deren ukrainischen Helfern öfters Schläge gab, hatte er selbst kaum Probleme mit den Bewachern.

Imre Weisz erwähnte, dass sich die Wachmannschaften änderten. „Manchmal ganz junge Kerle, in SS-Uniform, mit einer Sprache, was ich nicht verstehen und beurteilen konnte. Könnten Sie Kroaten oder Slowenen sein? Ich erinnere mich nur: ‚Hajde, hajde!‘ Wir verstanden nur dass es heißt: ‚Los, los!‘. Es passierte oft, dass wir kein Wachpersonal gesehen haben, manchmal Männer mit OT-Kennzeichnung und später die zivilen Mittelschulprofessoren (aus Wien).“ Die von ihm erwähnten SS-Leute gehörten offenbar zum SS-Baubataillon „Kama“, das aus ehemaligen Angehörigen von drei „kroatischen“ SS-Divisionen bestand (mit kroatischen „Volksdeutschen“ als SS-Unterführer und bosniakischen SS-Männern). Der einzige ihm namentlich bekannte Kommandeur beim Stellungsbau war ein Mann namens Wagner (angeblich aus Leoben) mit einer amputierten linken Hand. Er trug eine braune Uniformjacke mit einem Hakenkreuz-Armband. Beim Stellungsbau waren viele kriegsversehrte NS-Funktionäre in leitenden Funktionen im Einsatz.

Bekanntlich mussten die Juden damals eine äußere Kennzeichnung tragen. Imre Weisz erinnerte sich noch an den „Judenstern“, den er und die anderen „Straßhofer Juden“ trugen: „Im Prinzip mussten wir den Judenstern anhaben. Wenn wir aber die Jacke (am Anfang den Wintermantel) wegen der Wärme der Arbeit niederlegten, gab es keine äußere Kennzeichnung. Es machte nichts. Es war möglich, dass wir bei unseren Apfelsammel-Wegen (= Betteln bei der Zivilbevölkerung um Lebensmittel) keinen Stern anhatten. Es spielte keine Rolle, weil unser Erscheinen sofort verraten hat, wer wir sind.“ Er erinnerte sich auch daran, dass die Arbeitsdienstler keinen „Judenstern“, sondern ein gelbes, 5 cm breites Armband als Kennzeichnung hatten.

Der „Arbeitsdienstler“ Sandor Vandor erinnerte sich ebenfalls, dass er und seine Kameraden keinen Stern, sondern eine gelbe Armschleife tragen mussten, die sie als Juden kennzeichnete.

Simson Schvarc berichtete über die Grabungsarbeiten, die sie nur mit Schaufeln verrichten mussten: „Zur Arbeit gingen wir, begleitet von Wächtern, zu Fuß. Wir marschierten einige Kilometer, wir arbeiteten mit bloßen Händen, hoben einen Panzergraben aus.“

Sandor Vandor schrieb, dass seine jüdische Arbeitskompanie tagtäglich unter SS-Bewachung von St. Anna am Aigen zur Arbeitsstelle marschierte. Die Juden mussten südlich des Ortes mit Spaten, Pickeln und Schaufeln einen Panzergraben ausheben. An der Arbeitsstelle wurden die Männer von Soldaten bewacht. Wenn das tägliche Arbeitspensum erfüllt war, konnte die 10-köpfige Arbeitsgruppe ins Lager zurückgehen, wo ihre Vollzähligkeit kontrolliert wurde.

Imre Weisz berichtete, dass sie sieben Tage in der Woche arbeiten mussten. Zuerst am Panzergraben, dann mussten sie auch MG-Unterstände graben. Pro Kopf mussten dreieinhalb Kubikmeter Erde ausgegraben und anständig auf der Seite planiert werden. Diese Normen galten auch beim Bau der MG-Unterstände und der mit Zweigen verstärkten Laufgräben.

Über die mangelhafte Verpflegung schrieb Simson Schvarc: „Das Essen, das wir zeitig in der Früh ausgeteilt erhielten, war ein Löffel Suppe aus Trockengemüse ohne Salz und etwa 200 Gramm trockenes Brot.“

Sandor Vandor berichtete, dass es zweimal täglich ein Essen gab. Das Frühstück bestand aus einer Flüssigkeit, die Kaffee genannt wurde, und einem Stück Brot, auf dem manchmal Marmelade war. Als Abendessen erhielten die jüdischen Arbeiter ebenfalls eine Flüssigkeit, die nun Suppe genannt wurde. Für die harte Arbeit, die von den Juden geleistet werden musste, war die Nahrung zu gering und zu minderwertig. Der allgemeine Gesundheitszustand war daher sehr schlecht.

Imre Weisz erinnerte sich, dass er und die anderen „Straßhofer Juden“ dreimal am Tag (also auch zu Mittag auf der Arbeitsstelle) „etwas“ zu essen bekamen. Die Betonung liegt auf „etwas“, denn es war weniger als eine Hungerration.

Simson Schvarc erinnerte sich auch an die Hilfe durch die Ortsbevölkerung von St. Anna am Aigen und schrieb, dass die Frauen von St. Anna oft unterhalb ihrer Tücher Essenspakete versteckten und diese über den Zaun warfen. Die ukrainischen Wächter bedrohten aber die Frauen mit ihren Waffen und verfolgten sie.

Sandor Vandor erinnerte sich mit großer Dankbarkeit, dass die Juden einige Male Hilfe von der Zivilbevölkerung aus St. Anna und den Umgebungsdörfern erhielten. Es kam mehrmals vor, dass zur Feldarbeit gehende Frauen Essenspakete entlang der Straße liegen ließen, die dann von den jüdischen Arbeitern mitgenommen wurden. Sandor Vandor und sein Jugendfreund Gyuri (sie stammten aus derselben Kleinstadt) konnten auch einige Male über den das Lager umgebenden Zaun springen und sich davonschleichen, um Essen zu organisieren. Sie bekamen öfters von den einheimischen Frauen etwas zum Essen zugesteckt. Einmal wurden sie sogar von zwei Mädchen ins Haus gelassen und erhielten Eierspeisbrote.

Imre Weisz kann sich auch erinnern, dass sie von der Zivilbevölkerung manchmal etwas zu Essen bekamen, meistens Äpfel. Sonst sagten die Einheimischen: „Wir hama selbst so wenig.“ Dabei hatten sie Angst.

Simson Schvarc berichtete auch über die Übersiedlung in das Zeltlager in der Nähe von St. Anna am Aigen: „Nach einiger Zeit, im Februar oder März, verlegte man uns in ein Zeltlager. Das Lager war in der Nähe unserer Arbeitsstätte, wo wir an dem Panzergraben arbeiteten. Wir waren zwanzig Personen in einem Zelt, das Lager war nicht umzäunt.“

Imre Weisz erinnerte sich nicht an den Grund, warum er und viele andere Zwangsarbeiter später in das Zeltlager umgesiedelt wurden. Es wurden aber alle, die dort ankamen, sofort entlaust. An Wachen im Zeltlager kann er sich nicht erinnern.

Simson Schvarc schrieb auch über die vielen Erkrankungen (Flecktyphusepidemie): „Mittlerweile war ich an Flecktyphus mit sehr hohem Fieber erkrankt. Unter uns gab es einen Tierarzt namens Dr. Winkler, der mich nicht in die Krankenstube gehen ließ, weil alle, die dort hingingen, nicht mehr zurückkamen. Sie wurden einfach hingerichtet.“ (Nachweislich wurden 41 kranke Juden aus St. Anna am Aigen in einem Wald in Richtung Klösch erschossen.) Weiters schrieb er: „Nachdem ich die Krankheit überstanden hatte, erkrankte Dr. Winkler, und ich habe ihn auf einem Feld in St. Anna am Aigen begraben. Auf der Pritsche neben mir lag ein guter und treuer Mensch namens Jenö Berger. Er war 42 Jahre alt, sprach einige Tage lang nicht und verschloss sich gegenüber den anderen. Ich versuchte, ihm beim Trinken zu helfen, aber

es half nichts. Er schlief in der Nacht ein und in der Früh war er tot. Das war für mich ein schwerer Schlag. Auch ihn habe ich begraben.“

Sandor Vandor schrieb, dass im März 1945 etwa 40 Männer an Typhus erkrankten. Sie erhielten aber keine Medikamente, sondern wurden vom Rest der Arbeitskompanie abgesondert. Der ebenfalls an Typhus erkrankte Sandor Vandor wurde mit den anderen erkrankten Männern ins Barackenlager südlich von St. Anna gebracht. Sein Freund Gyuri stützte ihn auf dem Weg dorthin und kehrte dann wieder ins Lager nach St. Anna zurück. Die Kranken wurden zum Sterben im Barackenlager zurückgelassen. Sie wurden auch nicht bewacht (es gab keinen Grund dazu, denn keiner war in der Verfassung, davonlaufen zu können). Sie wurden weder ärztlich behandelt, noch gab es etwas zu essen. Von irgendwoher kam ein wenig verschimmeltes Brot, unzählige Menschen starben.

Imre Weisz erwähnte, dass er anfangs nichts über Erkrankungen der Zwangsarbeiter hörte, später im Zeltlager waren schon einige krank. An irgendeine medizinische Betreuung kann er sich nicht erinnern. Imre Weisz hat heute aber Zweifel an der angeblich ausgebrochenen Flecktyphus-Epidemie: „Wer hat die Typhus-Erkrankung ärztlich festgestellt: Ist es möglich, dass NS-Funktionäre diagnostizierten? Oder sie hörten von uns? Ich selbst war damals überzeugt, dass manche Typhus haben. Ich nehme an, dass niemand die Temperatur wegen fehlender Thermometer messen konnte. Noch keine Flecken zu sehen! Von wo wusste man, dass es sich um Typhus handelt? ... Gewiss, es gab viele schwache, unterernährte Leute mit furchtbarem Durchfall und verlaust, so schwach, dass sie nicht gehen konnten. Das aber deutet nicht unbedingt auf Typhus!“ Tatsächlich wurde die Typhus-Epidemie von den NS-Funktionären mehrmals vorge-schoben, um angeblich „unheilbare“ – vor allem aber „arbeitsunfähige“ – Kranke zu erschießen. Es ist aber gesichert, dass im nahen Bereich Neuhaus am Klausenbach ein dort eingesetzter Grazer Arzt in der zweiten Februarhälfte 1945 den ersten konkreten Fall von Flecktyphus feststellte (es wurde auch eine Blutprobe genommen und in Graz ausgewertet, was die Krankheit dann bestätigte). Ein großer Teil der von den NS-Funktionären als „unheilbar Typhus-Kranke“ eingestuften Zwangsarbeiter dürfte aber tatsächlich nicht an Typhus, sondern an den Folgen der katastrophalen hygienischen Bedingungen, der mangelhaften Ernährung und des Fehlens von Medikamenten gelitten haben. Einige der später zum Sterben zurückgelassenen „unheilbaren“ Juden überlebten schließlich, so Sandor Vandor und auch Peter Tardos, ein Kamerad von Imre Weisz.

Simson Schvarc erwähnte die Hinrichtungen von erkrankten Zwangsarbeitern, die in die Krankenstube zur Behandlung gingen. Weiters schrieb er: „Eines Tages flohen einige Insassen aus dem (Zelt-)Lager nach Ungarn oder Slowenien. Die Rote Armee war bereits in der Nähe der österreichischen Grenze. Als Strafe wurde jeder zehnte Häftling hingerichtet, auch diejenigen, die krank waren.“

Imre Weisz berichtete ebenfalls über die Hinrichtungen als Vergeltungsmaßnahme für die Flucht einiger Zwangsarbeiter aus dem Zeltlager, die nicht mehr erwischt wurden und den Bewachern entkamen: „Es war ein Mann, Wigner hieß er, von Oroshaza, der Augenzeuge der Hinrichtung war. Er wurde befohlen, der Zeuge zu sein. Wir haben nichts gesehen, nur die MGs gehört. Dann kehrte Wigner zurück, stand an einem Stuhl und erzählte weinend, was er sah und warnte uns vor wiederholten Fluchten.“

Ende März begann der Abmarsch der Gruppe von Simson Schvarc Richtung KZ Mauthausen: „Wir gingen zu Fuß, ohne Essen, Menschen fielen unterwegs um, die Wächter erschossen sie.“ Er selbst wurde schon vor Graz von sowjetischen Soldaten befreit und konnte dann zu Fuß in Richtung ungarischer Grenze zurückgehen.

Während seine Arbeitskompanie (darunter auch sein Freund Gyuri) Ende März 1945 von St. Anna am Aigen abmarschierte, blieb Sandor Vandor in der Krankenbaracke zurück. Als am 5. April 1945 sowjetische Soldaten den Raum St. Anna erreichten und damit die noch ungefähr 20 lebenden Zwangsarbeiter in der Baracke befreit waren, konnte er sich mit etwa fünf weiteren Kameraden auf den Weg Richtung Ungarn machen (sie schafften in ihrem Zustand am ersten Tag gerade einmal drei Kilometer). Die übrigen noch Lebenden in der Baracke waren nicht mehr gehfähig.

Beim Abmarsch von Imre Weisz im März 1945 blieben jene Juden im Quarantänehaus zurück, die angeblich Flecktyphus hatten. Unter ihnen auch sein Kamerad Peter Tardos, an den er sich noch lebhaft

erinnerte. Imre Weisz wollte dessen Schuhe, weil seine eigenen alten kaum mehr eine Sohle hatten. Tardos warf seine Schuhe aus dem Fenster. Imre Weisz schrieb: „Es scheint barbarisch heute und ich schäme mich noch heute, weil es für jeden klar war, damals, dass die Typhusbaracke das Ende des Lebens bedeutete. An meinem glücklichsten Tag im Jahr 1948 traf ich Tardos am Ring in Budapest. Gesund und lustig!“ Der Evakuierungsmarsch aber ging von St. Anna aus auch über den Präbichl, wo Imre Weisz gemeinsam mit einigen anderen Zwangsarbeitern die Toten des berüchtigten Massakers begraben musste. Dann führte der Marsch weiter bis nach Mauthausen und Gunskirchen, wo Imre Weisz befreit wurde. Es begann ein langer Weg zurück nach Ungarn.

Simson Schvarc berichtete über seine Heimkehr: „Ich kam im Juni 1945 nach Budapest, mager, krank, man musste mir sechs Zähne ziehen, seelisch und körperlich angegriffen, ohne Familie.“ Der Großteil seiner Familie war im KZ umgekommen, nur ein Bruder überlebte. Weiters schrieb er: „Ich wohnte in einem Internat in Budapest mit noch Dutzenden Kindern wie mich, ohne Eltern, nur mit schrecklichen Erinnerungen. Im Jahre 1948 wanderte ich nach Israel aus und begann ein neues Leben.“

Der Vater von Sandor Vandor überstand den Krieg ebenfalls als „Arbeitsdienstler“, die Mutter wurde in Auschwitz vergast, seine Schwester überlebte das KZ. Sandor Vandor flüchtete 1956 aus Ungarn und emigrierte mit seiner Frau nach Amerika (USA).

Die Eltern von Imre Weisz (der Vater war Arzt) waren als „Straßhofer Juden“ ebenfalls als Zwangsarbeiter in Wien und wurden von dort nach Persenbeug evakuiert und entgingen nur knapp dem Massaker von Hofamt Priel, wo über 200 Juden von einem Waffen-SS-Kommando erschossen wurden. Imre Weisz lebt heute ebenfalls in den USA.

2009 wurde in der Gemeinde St. Anna am Aigen (in der Nähe des Grenzüberganges nach Slowenien) ein „Mahnmal für den Frieden“ eröffnet, das nach den Worten des damaligen Bürgermeisters Josef Weinhandl an die „grauenhafte Zeit am Ende des Zweiten Weltkrieges erinnern (soll), in der in St. Anna am Aigen jüdische Zwangsarbeiter aus Ungarn für den Bau des Ostwalles eingesetzt waren und erschossen und verbrannt wurden.“ Bei der Eröffnungsfeier war der 1945 in St. Anna eingesetzte ungarisch-jüdische Zwangsarbeiter Sandor Vandor als Zeitzeuge anwesend.